

EIN UNGARISCHER DICHTER ENTDECKT DIE DEUTSCHE KULTUR*

VON LADISLAUS CS. SZABÓ

DIE PINAKOTHEK UND DAS SEEUFER

Nach dem ersten Weltkrieg fuhren wir mit meiner Mutter nach München. Wir kamen abends an und mieteten hinter dem Glaspalast ein Zimmer bei einer Witwe. Sie war eine zerbrechliche, ängstliche kleine alte Frau; Sorge und Arbeit lösten jede irdische Sünde von ihr. Die dunkle Erinnerung an sie wird mich bei meinen späteren Irrfahrten zu ähnlichen gesegneten Weiblein geführt haben.

Am nächsten Morgen weckte mich meine Mutter. Sie aber wurde wieder wahrscheinlich durch den Geist Onkel Ferris und den Namen ihres großen Vorfahren, Holbein geweckt. (Ich habe bereits über einen gewissen Onkel Ferri erzählt, der aus der Familie Holbeins stammte und meine Großtante heiratete.) Der Tag des verwandtschaftlichen Besuchs war gekommen. Der illustre Ahnherr erwartete uns in der Alten Pinakothek.

Was darauf geschah, erscheint mir wie die verworrene Erinnerung an eine Schlacht. An vier rasche Schüsse kann ich mich klar entsinnen; sie trafen mein Herz nacheinander. Es waren diese das Altarbild Rogier van der Weydens, der Heilige Johannes Burgkmairs, die Vier Apostel Dürers und der Heilige Mauritius Grünewalds. Seither verfolge ich jene unbeschreiblichen Augenblicke von Galerie zu Galerie. Ich sah Kunst, doch war es nicht die Kunst, die mich erschütterte. Eine mythische Welt umschwebte mich, jenes große Christentum, das mit seinen Märchen, Madonnen, Visionen und Heiligen Drei Königen in den furchtbaren Abgrund des 16. Jahrhunderts gestürzt war. Die Sperrstunde schreckte uns vor einem Rubensbild auf. Die Mutter sah mich an und lachte. An diesem Tage vergassen wir zu Mittag zu speisen.

— Den heutigen Tag wollen wir mit Wein feiern — sagte sie im Tor mit geröteten Wangen.

Wir ruhten nicht, bis wir nach der langen Reihe der Bierhallen eine verborgene Weinstube entdeckten.

An diesem Tag verriet sie ihren strengen Protestantismus wieder. Sie verliebte sich in Rubens, den katholischsten aller Maler. Sonst lag in ihren zusammengezogenen Augenbrauen Ermahnung, ja fast Ablehnung. Nun füllten sich ihre Augen mit der Freude am Fleisch, schöne blonde Locken lächelten in ihnen. Und gerade an diesem Tage konnte ich dieses Lächeln nicht erwidern; mir hat es eine andere, düstere Welt angetan. Auch diese brachte ich aus der Galerie mit.

* Vgl. Juliheft.

Siebenbürgen war seit fünf Jahren verloren, vor fünf Jahren verließ ich meine engere Heimat, doch allsommerlich kehrte ich noch auf Monate in unser verwaistes Haus heim. Fast jeder seiner Bewohner starb dem Kriege nach. Von meinen siebenbürgischen Freunden trennte ich mich zu guten Teil, und so trennte ich mich auch vom dortigen Leben: seinen großen Pflichten und kleinen Freuden. Die Seele verlor ihre Gewichte und flatterte verirrt im Schmerz umher. Der Sturm schlug die Siebenbürger Jungen zu ihrem Volke, mich aber, den Entheimateten, trieb er über zwei Vaterländer und stieß mich endlich an das Bild des Totentanzes. Mit lauter Stimme las ich die Apokalypse Johannis im öden Hause und wünschte der Welt die Pest. Niemals sprach ich bisher über diese Gefühle, heute klirren ihre Ketten bereits unter einer geordneten Weltschau. Indessen lagen sie nicht immer in Fesseln, sondern lenkten mein Leben und erfüllten mich mit machtlosen Rachegeleüsten gegen ganz Europa. Sie wissen nun, warum ich kein Erasmus werden kann. Ich begann es eben anders, nicht mit einem Lächeln voll milder Menschenfreundlichkeit auf Europa. Ich floh vor den vier Reitern der Apokalypse und war ihr heranwachsender Schnellläufer. (Ich fürchte, den Jungen von heute wird es nach dem zweiten Weltkrieg ebenso ergehen.) Es mag wohl sein, daß mich gerade die Erinnerung an die vier biblischen Reiter trieb, als ich später als Mann hastig und fieberhaft ein Inventar Europas aufsetzte. Vor ihnen wollte ich retten, was ich ihnen nach dem Verlust Siebenbürgens als Beute zudachte.

In jenem Sommer dröhnte mir ihr Hufschlag noch in den Ohren. Die vier ersten Siegel des apokalyptischen Buches sprangen auf; am Horizont jagten das weiße, das rote, das schwarze und das gelbe Roß. In diesem Seelenzustand begegnete ich gleich am ersten Morgen in München den Bildern eines apokalyptischen Jahrhunderts, den Visionen Altdorfers, Burgkmairs, Cranachs, Dürers, Baldung Griens und Grünewalds. Täglich kehrte ich in die Pinakothek zurück, kaufte mir ihre Biographien, und schlich abends beim Lampenschein um ihren Hexenherd herum.

Es war eine Welt für mich. Der Wald schlug zu Boden, der Sturm schüttelte schwarze Vögel aus ihm, in den tiefvioletten Wolken schwirrten zürnende Engel. Sonne und Mond gingen gleichzeitig unter, Blutregen ergoß sich über Palmenhaine, johlend trieben die Söldner Christus auf den Berg. Der Wirbel packte schließlich auch die Künstler. Altdorfer wurde von gepanzerten Rossen zertreten, Cranach entführte die schönste Hexe vom Scheiterhaufen, Wolf Hubert schlug ein eleganter Scharfrichter mit Kniebändern den Kopf ab, Dürer wurde im Fackelschein von Soldaten verhaftet, Baldung Grien im Schlaf von einer Dirne erdolcht, die Brunnen der Seele brödelten und kochten und über der brausenden Landschaft ging langsam das glühende Steinauge Grünewalds auf. In dieser gespensterhaften Beleuchtung erkannte ich dann auch die Modelle. Ich begriff das Drama.

Die fruchtlosen Geburtswehen einer großen Volkserhebung zuckten auf den Bildern; verratene Volksführer und barfußige Bauern trafen sich um Mitternacht bei den Kruzifixen der Maler. Grünewald war Zeitgenosse der Bauernaufstände, Altdorfer und Dürer lebten in der Zeit Sickingens und Thomas Münzers. Diese Revolution, dieser Geiser brach damals auch aus den Tiefen der ungarischen Tiefebene hervor. Auch hier verwandelte

sich der heiße Springbrunnen in einigen Jahren in eine Blutsäule, wie in Deutschland. Das Volk Grünewalds wurde auch am Alföld gerädert. Die Visionen des Holzschnitzlers Dürer verschmolzen leicht mit der ungarischen Vergangenheit; das in Schwung geratene Ungartum jagte unter die apokalyptischen Reiter Persiens und Babyloniens.

Jener Sommer in München war eine hohe Zeit. Noch hatte ich damals die Bibel immer bei mir; ich schlug die Apokalypse Johannis auf, um sie nochmals durchzulesen. Nun beruhigte sie mich in wundervoller Weise. Die Welt stürzt stets dem Jüngsten Gericht entgegen, dachte ich nun; das Jüngste Gericht ist nicht letztes Ziel, sondern ständiges Schicksal. Wir erheben uns und fallen, verdichten und verdünnen uns nach der Fügung Gottes. Verderben folgt Verderben bis zum siebenten Siegel und zum siebenten Hornruf. Dann lichtet sich der Himmel etwas. Vielleicht nennen wir diese ruhigen Pausen die Goldenen Zeitalter. Dann wird das siebente Siegel aufgebrochen, das siebente Horn ertönt und höchstes Leid bricht auf die Erde nieder. Der Kampf beginnt von neuem, Jesus kämpft mit den Engeln für die leidende Menschheit weiter. Es war ein düsterer, aber erhebender Trost.

Was ich nun erzählte, konnte ich damals noch nicht ganz zu Ende denken. Neue Visionen trieben mich jeden Augenblick in die Höhe. Ich schrieb ungegliederte, erschreckende Sätze über Blutregen, irre Wälder und die Insel Pathmos in mein Heft. Ich war neunzehn Jahre alt, Sohn einer verstümmelten Nation, der den Zorn Gottes fast mit Wonne schlürfte und in den Zeitgenossen Dürers die Künstler der beiden ungarischen Jüngsten Gerichte: Mohács' und des Zusammenbruches nach dem Weltkrieg entdeckte.

Fast zu jeder Mahlzeit kam ich zu spät. Meine Mutter sagte nichts; sie saß bei einem Glas Moselwein. Ich glaube, sie dachte an Rubens; mit gefalteten Händen saß sie mit dem Maler an einer alten Linde und lauschte dem Gesang der Schnitter.

Einmal wagte sie es doch:

— Du liebst diese Primitiven sehr.

Ich errötete.

— Die sind keine Primitiven. Wir sind es. Wir würden dem Henker kein schönes dichterisches Haupt malen.

— Was willst du damit sagen? Du drückst dich wieder unklar aus.

— Keineswegs. Ich wollte nur sagen, daß die Dürerzeit nicht primitiv war, da sie den Heiligen und seinen Henker, Opfer und Mörder als gleichwertige Menschen darstellte. Sie wußte, daß das Leid mit zur Weltordnung gehört, somit auch der, der es hervorbringt. Wir lösen die Welt in Gut und Böse, moralische und unmoralische Menschen auf, doch sind dies nur menschliche Maßstäbe. Es gibt auch eine andere Wahrheit, die uns wahrscheinlich anders gliedert. Möglich, daß einmal das Opfer, ein andermal aber der Mörder zu den Engeln gehört.

Sie musterte mich besänftigt.

— Eine andere Generation — sagte sie plötzlich mitleidig. — Ich beneide euch nicht.

Es dauerte Jahre bis sich die tragische Mitternachtslandschaft der Maler der Dürerzeit in mir aufhellte. Die Vernunft drang durch die Visionen

und in ihrem ruhigen Licht erblickte ich auch das Ende des Dramas, den bitteren, nüchternen Abschluß. Ich mußte etwas älter werden, um nicht nur den Hufschlag der biblischen Rosse zu hören, sondern auch die Worte, die die Maler dem Tod mit zusammengepreßten Lippen zuflüster-ten. Sie werden wohl letzten Endes alle gelaht haben, was mit ihrem Vaterland geschah. Sie waren zur Zeit der Bauernaufstände Lehrlinge und junge Gesellen, beim Auftreten Luthers Männer, im blutigen Reli-gionskriege aber Alte.

Das große Ketzertum erlöste das deutsche Volk nicht ganz. Mit leuchtender Stirn und strahlenden Augen, aber durchbohrten Herzens taumelte es aus dem zerfallenden Mittelalter. Den deutschen errichtete der Protestantismus keine »Heimat in der Höhe«, wie uns. Langes, wet-terleuchtendes Halbdunkel senkte sich auf das Land, dieselbe lange Däm-merung, die auch die italienische Halbinsel bedeckte. Dort aber lebt die Kunst dennoch weiter, wenn sie auch als verkommener König unter den Trinkern und Falschspielern Caravaggios herumstreift. In Deutschland verstummt sie mehr, das Volk legt sich hier völliges Schweigen auf und treibt seine Künstler ab. Diese Stummheit umschwebte als grauenvolle Verahnung die letzten Werke der großen Maler. Grünewald verschwand, bevor er hätte ernüchtert werden können, und beschwor in seinen letztem Bild: im Bildnisse des heiligen Erasmus und des heiligen Mauritius noch ein-mal die versinkende alte Welt, die Universalkirche und das überstaat-liche Rittersium herauf. Doch nicht er bleibt in der Erinnerung der Men-schen haften, sondern Dürer und Holbein, statt des unbändigen Hand-werkers der Lionardo von Nürnberg und der heimatlose Hofmaler.

Das Alterswerk Dürers sucht nur mehr innere Fragen der Kunst zu beantworten; unter Qualen sucht er den Einklang zwischen nordischem Erbe und südlichen Träumen. Er ist der am meisten gefeierte Künstler seiner Zeit und vielleicht auch der traurigste. Traurig, weil er sehr groß ist, und weil sich in seinem Inneren ein Kampf von Welten abspielt. Beide gehören übrigens meist zusammen: die Seelen der größten Künstler gleichen gewaltigen Kampffeldern. Dürer zieht die Sehnsucht wenigstens in drei Richtungen zugleich, er sehnt sich in die kleine mittelalterliche Werkstatt zurück, möchte gerne in die große Welt Venedigs und trägt hochmütig die Einsamkeit des Künstlers. Dieser Hochmut wird nach und nach das herrschende Gefühl in seinem Inneren und führt ihn, den Zirkel in der Hand, aus den apokalyptischen Träumen in die geometri-schen Freuden der Italiener hinüber. Heute wissen wir bereits, daß er Pyrrhus-Siege errang. Sein letztes Werk, die vier Apostel, erhebt sich am Rande einer Wüste. Einen Moment vor dem großen Verstummen errang er das Gleichgewicht seiner Seele zwischen Norden und Süden.

Diesen »italienischen« Dürer begriff ich viel später, als den jungen Holzschnittmeister, in dem des sterbende Mittelalter noch einmal seine ganze Kraft zusammenraffte. Er war auch verständlicher, mitteilbarer und aufdringlicher, als der alte Dürer. Noch später als er wurde mir das letzte Glied der großen Generation, Holbein, der sich schon ganz dem Verstande zuwendet, zum Erlebnis. Das leidenschaftliche deutsche Ant-litz verdunkelt sich, die Bauern am Kreuzifix gehen auseinander, der

Künstler wandert aus und verbirgt seine Ergriffenheit hinter fremde Masken. Das ist das Ende des Dramas. Heute, wo ich vor allem mit dem Verstande arbeite, steht mir Holbein am nächsten.

Betrachten wir vor dem Abschluß noch einmal das Ende diese Dramas. Dürer stirbt in diesem Jahr, die anderen — Holbein ausgenommen — stehen am Rande des Grabes oder sind alt geworden. Vier Bilder stehen auf ihren Staffeleien. Der Schwanengesang Dürers: die vier herrlichen Apostel, statt vier Seher vier Idole, deutsche Verkörperungen der stummen italienischen Enigmen Giorgiones. Auf dem anderen Bilde grinsen aus einem Spiegel zwei Totenschädel auf das Burgkmair'sche Ehepaar zurück. Auf dem dritten beugt sich das verlassene Weib Holbeins über ihre beiden Söhne. Sie gleicht ein wenig dem unglücklichen Deutschland, das der Familienvater ebenso verläßt. Einige Pinselstriche müssen noch das vierte Bild — das Werk Altdorfers — vervollständigen. Alexander der Große kämpft darauf mit Darius, ein Ameisenhaufen mit dem anderen. Der Ameisenkrieg tobt in einer riesengroßen Landschaft, unter geweitetem Himmel. In diesem gewaltigen Himmel wohnen keine Engel mehr, statt ihrer kreisen neue Sonnensysteme darin. Statt des Heiligen Johannes blicken nun die Astronomenaugen Kopernikus' in die ausgedehnte materielle Welt. Es ist das Jahr 1528, das des Bildersturmes von Basel.

*

Von München fuhren wir nach den bayrischen Seen. Es war ein regnerischer Sommer, die weiche Hand der Wolken legte sich an die Fenster, Regen rauschte über dem See, Regen säuselte in den Tannenzwäldern, Regen klopfte auf die Dächer; dumpf dröhnte der nahe Schneeberg auf.

Der Hotelier hatte zwei Söhne. Den einen erreichte der Waffenstillstand im Schützengraben, der jüngere kam nicht mehr an die Reihe. Den Soldaten sahen wir selten. Manchmal tauchte er im Gesellschaftszimmer auf, setzte sich zu den Frauen, auch an der Seite meiner Mutter saß er gern. »Sie lesen aber viel, gnädige Frau«, sagte er leise, fast gerührt, sah aber die Bücher niemals an. Einmal fiel mein Blick in ein Gartenzimmer, in seine Stube. Regungslos saß er bei dem Tisch, eine glühende Zigarette zwischen den Fingern. Der wird sich noch erschießen, erschauerte ich und es durchlief mich kalt. Zuweilen setzte er sich auf den Tennisplatz hinaus, sah den beiden Mädchen aus Prag zu und lächelte bei ihrem Schwatzen spöttisch und ablehnend. Nur zu den Frauen hatte er etwas Vertrauen. Eines abends wurde es so schneidend kalt, daß man im Kamin des Gesellschaftsraumes das Feuer anmachte. Da löste sich seine Zunge, und fast unhörbar erzählte er von dem Schlamm in Flandern und den Stürmen am Meer. Draußen fiel ein Schneeregen, die Gäste verschwanden einer nach dem anderen, um Mitternacht blieben wir zu dritt.

— Geh nur, ich komme gleich nach — sagte meine Mutter.

Ich rührte mich nicht; gereizt und streng beobachtete ich sie. Meine Mutter verstand mich und lächelte mit sanfter Melancholie. Neunzehn Jahre lebte sie nur ihrem Sohne und dieses eiserne Gesetz konnte selbst am Kamin nicht verletzt werden. Sie wird wohl in diesem Augenblick

erfahren haben, daß sie im strengsten Orden lebte. Jede Mutter lebt so zu zweit mit ihrem einzigen Sohn.

Sie erhob sich.

— Nächste Woche kehre ich nach München zurück — sprach der Mann leise. — Wenn sie bei der Durchreise einige Stunden übrig hätten...

Meine Augen blitzten auf. Doch meine Mutter sah nicht einmal hin und antwortete immer lächelnd und beschwichtigend:

— Wir bleiben nur zwischen zwei Zügen. Wir gehen gar nicht in die Stadt.

Sie sprach nicht die Wahrheit.

Der andere Sohn bereitete sich auf das Lehrerexamen vor. Anfangs wußte ich von ihm nur so viel, daß er sich mit den Mädchen aus Prag herumtreibt. Er schlug mir immer wieder freundlich auf den Rücken und verbesserte mein Der-die-das auf die Melodie von Volksliedern. Einmal erblickte er einen Band Schopenhauer in meiner Hand.

— So etwas lesen Sie auch, Pastorchen? (Damals wollte ich noch Theolog werden, so blieb der Name an mir haften.) Er faßte mich am Arm und sagte nach kurzem Nachdenken fast befehlend: — Kommen Sie in einer Stunde an den See.

Der Nebel verflüchtigte sich an diesem Tag und goldenes Licht strahlte durch die rissigen Wolken. Mit stählernem Meißel schnitt man das gegenüberliegende Ufer an den Rand des Himmels. Auch der Schneeberg kroch bis zur Hüfte hervor; dichter Laubwald dunkelte an seinem Fuße. Die Landschaft strahlte, doch war sie nicht heiter. Sie hüllte sich in strenges, kaltes Licht, wie der schwarze Ritter, der zuweilen silbernen Panzer anlegt, seine Rüstung aber niemals erleichtert.

— Ein schöner, harter Tag — meinte der Lehrer sinnend. — Er könnte den Anbruch eines neuen Barbarismus sein.

— Wir sind doch eben darüber hinweg — erwiderte ich betroffen.

— Das war kein Barbarismus, — warf er schneidend ein. — Es war das Henkerwerk der westlichen Zivilisation. Ich bin ein Barbare, auch Sie sind einer, noch mehr als ich. Seien Sie stolz darauf. Sehen Sie sich dieses Buch an, ich brachte es für Sie, es ist auch von einem Barbaren.

Das Buch hatte einen weißen Umschlag, der Titel stand mit großen schwarzen Lettern darauf. Ein Unheil verkündender Titel. Es war das Buch eines Privatgelehrten namens Spengler.

— Philosophie?

— Das *auch*, — antwortete der Lehrer indem er das Buch streichelte. — Deutsche Kulturphilosophie. Sie werden vielleicht schon gehört haben, daß wir mit Fichte und Friedrich List der liberalen, bürgerlichen Zivilisation schon längst unser »Nein« zuriefen, doch war dieser Ruf noch niemals so gewaltig. — Er drückte mir das Buch in die Hand. — Lesen Sie's. Wer Schopenhauer liest, versteht auch den.

Er hatte nicht Recht. Ich begann zu lesen, blätterte hin und her, mir schwindelte bald. Ich löschte die Lampe, doch um die dunkle Birne kreiste der Reigen kretischer Figürchen, Staufischer Ritter, arabischer Gelehrten und barocker Musiker, und eine lange, magere Hand zeichnete in der Finsternis magische Zahlen.

Am anderen Tag wollte ich dem Lehrer entgehen. Er fand mich und führte mich an den See. Wieder rieselte es, nur der Waldrand lugte unter den Wolken hervor.

— Ist dieser Spengler kein Dilettant? — fragte ich schüchtern.

— Und was für einer! — rief er stolz. (Ein Dilettant, wie Ihr Madách, — sagte mir einige Jahre später ein anderer Deutscher.) — Und weil er ein Dilettant ist, ist er ein Seher. Deutschland aber bedarf heute eines Sehers, uns kann nur der Geist der Edda helfen, nicht der Fachmann. Betrachten Sie sich einmal gründlich meinen Bruder. Stundenlang sitzt er wortlos in seinem Zimmer oder an der Seite kindischer Frauen. Meine Mutter nahm ihm schon seinen Revolver ab und steckte mich aus Vorsicht in das benachbarte Zimmer. Deutschland ist heute voll solcher Schwerverwundeter. Diese bedürfen eines Sehers und der Kraft der Zauberworte. Man muß sie aufrütteln und ihnen klarmachen, daß der Krieg nicht verloren ist.

Ich wollte ihn unterbrechen.

— Ja, ja, ich weiß: einstweilen wird der Friede von den Siegern diktiert. Sie glauben die Sonne zum Stehen gebracht zu haben, doch wir — die Besiegten — wissen, daß ein neuer Barbarismus anbricht. Fürchten Sie nicht das Wort, auch das Mittelalter war barbarisch. Ein neues Lebensalter der Menschheit beginnt, die Lebensform, das Lebensgefühl, die Seele, das Denken, alles wird neu. Wir sind Sklaven eines Rationalismus von vierhundert Jahren, den wir mit Hilfe der neuen Barbareizertrümmern müssen. In hundert Jahren wird das heutige Denken den Menschen so fremd sein, wie uns Heutigen eine Steinplastik des Mittelalters.

— Die ist gar nicht fremd, — unterbrach ich ihn.

— Und ob sie es ist. Alles was vor Lionardo und Descartes geschah, ist fremd. Keiner von uns kann z. B. ein griechisches Mysterium oder einen kultischen Akt des Mittelalters richtig erleben. Wir deuteten den verstandesmäßigen Teil, doch könnten wir uns unter den Seelen von damals nicht einmal regen. Die Flamme würde niemals unsere Häupter treffen. Kleiden Sie einen Ihrer Zeitgenossen in Meister Eckhart um, legen Sie ihm veraltete Worte in den Mund und stossen Sie ihn in das Mittelalter zurück. Sofort würde der Bienenkorb den Eindringling erkennen und totstechen. Seinem Blick würde etwas fehlen, was auch unserem fehlt, seit wir statt der dämonischen Weltordnung in einer verstandesmäßigen leben. Machen Sie dann noch eine Probe mit ihm. Verkleiden Sie ihn als Descartes, oder setzen Sie ihm die Perücke Newtons auf, lehren Sie ihn einige Verbeugungen, Gebärden und werfen Sie ihn in das 17. Jahrhundert zurück. Niemand würde den Betrug merken. Denn nichts, was seit der Renaissance geschah, ist uns unverständlich. Jetzt gelangen wir zum Ende dieser Zeit und der Weltkrieg ist nur der erste trennende Abgrund zwischen ihr und der neuen Epoche. Dies soll den Deutschen begrifflich gemacht werden.

Ich gebe seine Worte getreu wieder, indem ich sie aus alten verwischten Notizen übertrage. Damals hörte ich sie gerne; das Urteil paßte zu meiner apokalyptischen Stimmung.

Wir trafen uns noch einmal am Ufer. Das Wetter war ganz klar, die Alpe ruhte sanft an der Brust des hellblauen Himmels. Ein beladener

Wagen bog aus dem Walde, mit zurückgelehntem Oberkörper, rasch drehte der Kutscher die Bremse am Rad. Ich entsinne mich nicht mehr an den Anfang unseres Gespräches. Soweit ich mich erinnere, sprach der Lehrer wieder darüber, daß die »nahe Vergangenheit«, die letzten vierhundert Jahre, die Zeit der verstandesmäßigen Weltordnung, bald völlig unbegreiflich werden. Das Ende unseres Gespräches aber hielt mein Notizbuch genau fest.

— Seit Napoleon will Europa eins werden, und seit 1848 ist es im innersten sozialistisch gesinnt. In diesem Jahrhundert wird nun Europa in der Tat eins und sozialistisch zugleich, doch nicht wie es das 19. Jahrhundert dachte. Wir ehren an diesem Erbe nur die Sehnsucht, nicht aber die liberale Idee an ihrem Körper. Die wahre Idee kreiste stets im Blut der Deutschen.

Ich dürfte ihn betroffen angestarrt haben.

— Liebes Pastorchen, — sagte der Lehrer sehr ernst, — heute ist Deutschland wieder jener feurige Samen, wie zur Zeit Luthers. Auch damals waren es nur wir, die es wagten, die Bande des alten Glaubens zu zerreißen. Die anderen Völker verhandelten, wichen und schreckten vor dem Scheiterhaufen, dem Chaos und der Verantwortung zurück. Wir zogen in das Chaos aus und gaben ein Beispiel heldenhaften Ketzertums.

Sein Gesicht wurde schmal, wie dunkle Stahlplatten.

— Die Hälfte des Volkes zog aus, zu viel für den Scheiterhaufen. Man konnte sie nicht so erledigen, wie die Utraquisten. Die Hälfte des Volkes aber blieb zurück, wurde mit dem Feind einig und das Land versank im Bürgerkrieg. Das zweite Mal würden wir es anders machen. Wir würden alle ausziehen um durch unsere Kraft nicht nur den Scheiterhaufen, sondern auch den ganzen alten Glauben zu überwinden. Deutschland wird den inneren Sinn der letzten vier Jahrhunderte am ehesten vergessen. Dann *müssen* ihn auch die anderen Völker vergessen lernen.

Wir wandten uns wieder dem Hause zu.

— Von Dürer sagt man, er hätte den Blick in zwei Welten getan. Vor ihm malten die Deutschen nur Altarbilder, nach ihm nur Bildnisse. Er war der einzige, der noch den Glauben an beide hatte. Ein solcher Mensch ist jedoch nicht glücklich. Es ist besser in einen Glauben geboren zu werden.

— Wen meinen sie?

— Unter anderen mich selbst. Wir sehen nur mehr das rosige Licht über dem gelobten Land. Vielleicht erblicken wir auch vom Boden ein Stück, doch können wir die alte Finsternis nicht genug vergessen, aus der wir kommen. Unser Antlitz wird niemals so glatt, wie das Adams an dem Portal in Bamberg, oder das der Uta im Naumburger Dom. Und doch ist dies unser Ziel.

Er erblickte die Mädchen aus Prag und gab mir einen Rippenstoß.

— Noch einmal, Pastorchen, lesen sie Spengler, — schloß er plötzlich lachend.

Wir trafen uns nie wieder. Doch aus seinen Worten sprach seine Seele und ich glaube aus dem Zauberspiegel dieser Worte sein künftiges Schicksal beschwören zu können. Irgendwo, irgendwann, wahrscheinlich schon in den zwanziger Jahren begegnete er dem Nationalsozialismus.

Ohne darum zu wissen, war der Mann bereits damals Nationalsozialist. Doch wäre ich kein Dichter, wenn mich die unberechenbarere Zukunft des anderen Sohnes nicht mehr beunruhigen würde. Was wurde aus dem? Auf der Heimreise sahen wir ihn noch einmal in der Neuen Pinakothek: er stand vor einem dunklen, sehnsuchtsvollen Bild Feuerbachs, und tat, als ob er uns nicht sehen würde.

Der Sommer war zu Ende, München wurde belebter. Aber auch so glich die Stadt nicht jener Frau auf den Bildern, die — vom Sekt leicht beschwipst mit langer Taille und mit bunten Kleidern angetan — uns unter ihrem Namen Jahre hindurch in Kolozsvár aufsuchte. Meine Mutter bezog das Blatt der Münchener Sezession, die »Jugend«, in der jede Frau einem entzückenden Sekt-Plakat glich. Schließlich stellte ich mir auch München selbst so vor.

Inzwischen vergaß die Stadt diesen Frühling der Sezession gründlich . . . Sie war mit Wunden bedeckt, die sie sich größtenteils mit eigener Hand schlug. Deutsches Blut floß auf ihren Boden, was den Fremden traurig verheimlicht wurde. Die Stadt hatte etwas an sich, was mich stets an die Worte des Lehrers erinnerte. Dieses Land war in der Tat voll Schwerverwundeter.

Seit jenem Sommer war ich öfter in München. Ich liebte die Debatten, die sich in ihren Steinen bargen. Ich liebte die strahlende antike Stirn über dem gemütlichen, gotischen Körper, ihren zunftmeisterlichen Wamst und das Antlitz mit antikem Schnitt. München hielt sich Jahrhunderte hindurch im Hintergrund; die Humanisten lobten bloß ihren Rettich und ihr Bier. Andere mächtigere Schwestern verdeckten sie: sie girierten Pápste, dienten Erzbischöfen zur Residenz, wogen Gold, erzeugten Zirkel und Globen und walkten buntes Tuch um sie. Sie mußte ihren Verfall abwarten. Und sie mußte Napoleon abwarten, der in alle öffentlichen und privaten Angelegenheiten seiner Zeit eingriff. Ungewollt griff er auch in das Schicksal Münchens ein. Im Bündnis mit ihm wurde der Kurfürst von Bayern zum König und München zur königlichen Residenz. Die Stadt entledigte sich ihrer Zunftinsignien, sie wollte ihres neuen Namens würdig sein. Sie wurde es auch mit Ausnahme eines Schönheitsfehlers.

Dieser Schönheitsfehler ist allerdings nicht ihre Schuld. München hatte keinen Schinkel. Statt des Genies arbeiteten den königlichen Mäzenen vorzügliche Künstler, daher steht das antike Haupt etwas locker auf dem heimischen Körper. Das zauberhafte Streicheln Schinkels hätte beide fester zusammengefügt. Denn selbst die Treulosigkeit eines Genies bringt der Heimat neuen Gebietszuwachs. Leo Klenze war ein Vorzugsschüler, der das klassizistische Pensum sicher beherrschte, ohne das erdachte Griechenland Schinkels aber bliebe die deutsche Seele unvollkommen. Fast so unvollkommen, als wenn man ihr die Dome am Rhein nehmen würde. Dies aber lernte ich erst später, auf einer Reise nach Berlin.

Inzwischen legten sich die Wogen der Seele auf eine Weile; ich mied die Alte Pinakothek; ich mied auch in mir die Erschütterung von einst. Dennoch verging der Aufenthalt in München auch jetzt nicht ohne Bilder und Skulpturen. Ich entsinne mich einiger stiller, sonnenheller Vormittage vor dem archaischen Apoll und der Aphrodite der Glyptothek, und einiger schöner einsamer Stunden in der Neuen Staatsgalerie unter den erhabenen

Aktfiguren Marées', den Steinbrechern Courbets, den Frühstückenden Manets und den irren gelben Blumen Van Goghs. Einmal machte ich einen verstohlenen Sprung in die Schackgalerie. Ich wollte Spitzweg sehen. Damals galt dies auch vor mir selbst als erl'ärmliche Schwäche.

Bei Spitzweg war weder die Achse verschoben, noch hatte er Schizophrenie, er war weder nervenkrank noch schielte er. In den zwanziger Jahren aber führte die Nervenkrankheit eine Art von Schrecken herrschaft in der Malerei. Es war eine aufdringliche, schamlose Neurastenie, die angeblich ihre Hemmungen im Unterbewußten loswerden wollte. Sie hielt auch mich in ihrem Banne. Ich wollte nicht hinter den anderen zurückstehn, den neuen Cézanne, den neuen Renoir und den neuen Degas nicht verlachen. Ich wollte den schrecklichen »Justizmord« der siebziger Jahre nicht wiederholen. Doch warum rede ich in Einzahl? Halb Europa und halb Amerika drängte sich in den Ausstellungsräumen Bruno Cassiers und der rue La Boétie. Wir wollten vor der Nachwelt nicht als kleinbürgerliche Kunstkritiker erscheinen, wir nahmen an nichts Anstoß, damit man nach fünfzig Jahren auch an uns keinen Anstoß nehme. Wir waren ein vorbildliches Publikum, demütige Zuschauer, voll Angst und Reue. Wir wagten es nicht, uns von den Bildern Chagalls und Klees abzuwenden, da wir stets den alten Pariser »Justizmord« in den Sälen der Impressionisten im Rückenmark spürten. Es war genug, den richtigen Weg einmal zu verkennen!

Diese Angst machte sich der internationale Kunsthandel in den zwanziger Jahren zunutze. Wir waren nicht um die Welt leichtfertige Kritiker; für die künstlerische Unfruchtbarkeit der weißen Menschheit zahlten wir mit Zehntausenderscheinen. Denn wir waren unfruchtbar, das ist alles. Heute weiß ich bereits, daß sich hinter den ausgeklügelten Systemen meist schlechte Zeichner, unbegabte Koloristen und verschlagene Kunsthändler bargen. Damals wußte ich di s noch nicht und war auch leichter zu ängstigen. Ich schämte mich Spitzwegs und nicht meiner Zeitgenossen.

Denn — vergebens wollte ich es leugnen — ich fühlte mich unter seinen kleinen Bildern recht wohl. So wohl, daß ich erschrack. Ist es das, was du brauchst: diesen Kakteengärtner, diesen Bücherwurm, diesen armen Teufel? — schalt ich mich. Ja! — stöhnte meine Seele.

Seitdem gab ihr auch mein Kopf recht. Spitzweg war ein hervorragender Künstler, heute sage ich dies bereits ganz laut. Man schrieb über ihn, daß er unter anderen Verhältnissen ein deutscher Delacroix hätte werden können. Der kleine Apothekerg'hilfe schwärmte für den französischen Riesen, und woran er vielleicht gar nicht zu denken wagte, tat sein Pinsel für ihn. In einigen erhabenen Augenblicken kam er Delacroix ganz nahe. Auch er hatte eine glühende Palette, nur wagte er sich nicht an die Themen des französischen Zauberers. Er hatte Angst vor den arabischen Harems und den Jagden der Beduinen. Mit einem Schmetterlingnetz kann man doch keinen Löwen fangen, — meinte er bescheiden, traurig und ehrlich. Aber gerade diese handwerkerhafte Bescheidenheit und Ehrlichkeit stellt ihn neben die großen Meister. Denn der Unterschied zwischen großen und kleinen Meistern ist gar nicht so gewaltig, wenn alle ihr Maß kennen.

Aus den Galerien lockte mich immer mehr die Bibliothek fort. Damals liebte ich München bereits als die Stadt Lujo Brentanos und Max Webers. Ich wollte aus Wirtschaftsgeschichte promovieren, baute und rüstete Jahre lang an einem riesigen Schiff. Eines schönen Tages versank dann das Schiff samt der Ladung noch im Hafen. Ich habe das Buch niemals geschrieben. Das Wunderschiff sollte eine weltliterarische Antologie werden; die Wirtschaftsgeschichte Europas in literarischen und künstlerischen Zeugnissen. Der Roman de la Rose hätte z. B. die Leiden des altflämischen Webermädchens erzählt, die Neureichen Englands hätten mit den Worten Shakespeares geprahlt. Später sah ich ein Schiff dieser Art auf dem Meer der Wirtschaftsgeschichte. Wohl war es bedeutend kleiner als das meine, aber es flog. Es war Baechtels fesselndes Buch: »Wirtschaftsstil des deutschen Spätmittelalters«. Zuweilen tauche ich in das versunkene Schiff um eine Perlenschnur: in Schlagwörtern von wenigen Zeilen und knappen Anspielungen verteile ich die Reste der Ladung.

Die größte Freude aber erlebte ich in München in einem Winter. Ich reiste aus Paris heimwärts und hatte hohes, tückisches Fieber. Wir näherten uns gerade München und ich sehnte mich nach einem warmen Bett. Den nächsten Tag war Sonntag vor Weihnachten.

Am Karlstor duftete ein frischgeschnittener Tannenwald. Es war ein nebliger, frostiger Vormittag, die Lichter brannten. An den Strassenecken funkelten Kerzenraketen. In einem Schaufenster sauste ein winziger Zug pfeifend in den Simplon-Tunnel. In einem anderen stieg eine Drahtseilbahn auf den Pilatus. In einem dritten musterte Friedrich der Große die Zieten-Husaren. All dies geschah irgendwo im Eisland, hinter den verästelten, schlanken Eisblumen der Schaufensterscheiben. Die Menschen husteten und prusteten heiter, und nahmen ihre Weihnachtsbäume auf die Schultern; herabfallende Nadeln deuteten ihren Heimweg an. Es waren richtige Weihnachten, längst vergessene Weihnachten von Kolozsvár, mit starkem Frost, Schnee, und Finsternis am Mittag. Ich lehnte mich an eine Reklamensäule und weinte fast vor Freude.

Was immer das Thermometer in Betlehem zeigen mag, Jesus ist gewiß so zur Welt gekommen, wie es sich der nordische Mensch vorstellt. Unter hohem Dach in weißem Dorf. Die Kamele versinken bis ans Knie in den Schnee, Kaspar haucht sich auf die Fingernägel, Melchior räuspert sich, Balthasar trinkt Glühwein. Die heiligen Tiere werden mit doppelten Decken bedeckt, Josef nimmt die Axt und schlägt die Eiszapfen von der Tür. Der Lärm wird immer dumpfer, das Hämmern der nahen Schmiede ist kaum hörbar. Im großen Ofen wird Brot gebacken. Die Schweine grunzen in den Ställen auf, sie mißtrauen den großen Vorbereitungen. Nun sind die drei Könige bei der Tür angelangt, Kaspar räuspert sich, Melchior wischt die Nase nocheinmal, Balthasar kaut Kaffeebohnen, um das Kind nicht ungebührlich anzuhauchen. Und vor das ganze Bild senkt sich säuselnd der Schneevorhang.

Ich schloß die Augen und sagte leise lächelnd: »Herein«. Die drei Könige traten herein.